

„Die vierte Schweiz“

Von Alois Stockmann S. J.

Die vierte Schweiz nennt man bisweilen die durch ihre landschaftlichen Schönheiten weltberühmten, zumeist von Rätoromanen bewohnten Gegenden am Graubündner Inn und Rhein und unterscheidet sie damit von den deutsch, französisch und italienisch sprechenden Teilen der Eidgenossenschaft. Was der Fremde, der als Sommer- oder Winterfrischler, sei es im Engadin oder im Bündner Oberland, sich einige Wochen aufhält, von dem urwüchsigen Völklein der etwas über 40 000 Seelen zählenden Rätoromanen (knapp 1,1 Prozent der Gesamtbevölkerung der Schweiz) erfährt, ist im allgemeinen nicht eben viel und bleibt für gewöhnlich an der Oberfläche. St. Moritz, der Hauptkurort des Engadin, trägt neben dem internationalen einen vorwiegend oder fast ausschließlich deutsch-schweizerischen Charakter. Chur, die Hauptstadt des Kantons, ist fast ganz deutsch, und Disentis, das geistige Zentrum des Oberlandes (Surselva), bleibt im Vergleich mit den Fremdenzentren „am andern Wasser“ (Engadin) nur das Reiseziel einer verhältnismäßig bescheidenen Anzahl von Gästen. Die kleinen rätoromanischen Enklaven Oberhalbstein, Domleschg, das Schamser- und Münstertal führen vollends ein vom Fremdenstrom nur wenig gestörtes Dasein.

Und doch hat das wackere kleine Volk an den Quellen vom Rhein und Inn das Recht und den Stolz, daß vor allem seine geistigen Eigenschaften und Erzeugnisse nicht nur von den Miteidgenossen in den andern Kantonen, sondern auch vom Ausland geschätzt und anerkannt werden. — Das war der alles beherrschende Gedanke, der vor bald einem halben Jahrhundert den glühenden Wortführer der schweizerischen Rätoromanen, den Graubündner Staatsmann und weithin bekannten Sozialpolitiker Dr. Kaspar Decurtins, zu der Herausgabe seiner großangelegten Chrestomathie der rätoromanischen Sprache und Literatur begeisterte, die nach Decurtins' Tod (1916) vom Domherrn Christian Caminada verständnisvoll fortgesetzt und erweitert wurde und heute auf 7433 Groß-Seiten Text (dazu die ausführlichen Einleitungen) in 13 stattlichen Bänden vorliegt. — Die Lia Rumantscha, von dem Romanisten Giachen Conrad gegründet und geleitet, eine Zusammenfassung aller rätoromanischen Sprachvereine mit insgesamt über 6000 Mitgliedern, die sich die Erhaltung und Förderung der Sprache und Eigenart des kleinen Volkes zum Ziele setzt, ist gleichfalls durch rege Propaganda nach außen für die wachsende Anerkennung der rätoromanischen Geisteserzeugnisse tätig. — Auch die beiden wertvollsten Romanischen Büchereien: jene von Professor Dr. Eduard Böhmer, der als erster die rätoromanischen literarischen Dokumente sammelte und sie später der Kgl. Preuß. Hofbibliothek schenkte, und die umfangreiche von P. Basil Berther O. S. B. angelegte Romanische Bibliothek im Stifte Disentis, endlich verschiedene kleinere folkloristische Sammlungen (u. a. die Volksliedersammlung von Andrea Vital und die „Engadiner Nelken“ von Dr. Gian Bundi) dürfen in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben. — Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß man vonseiten

der eidgenössischen und kantonalen Behörden den Bemühungen des Völkchens um Erhaltung seiner Sprache und Eigenart in Schule, Kirche und öffentlichem Leben keinerlei Hindernisse in den Weg legt. Andererseits läßt sich aber auch der Rätoromane an treuschweizerischer Gesinnung von keinem seiner anderssprachigen Miteidgenossen übertreffen.

Im Jahre 15 v. Chr. erfolgte die Unterwerfung der alten Rätier oder Räter durch die Römer unter Tiberius und Drusus. Von da an tritt das Rätoromanentum in geschichtliche Erscheinung. Es entstand das Vulgärlatein, das sich mit rätischen und keltischen Sprachelementen mischte, bis nach und nach das Rätoromanische feste Formen annahm (etwa im 6. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung). Zuverlässige Nachrichten über das Werden der neuen Sprache — die nicht etwa nur eine Mundart des Italienischen ist, sondern einen selbständigen Charakter trägt — fehlen, aber es erscheint als ziemlich sicher, daß in den ersten christlichen Jahrhunderten fast der ganze östliche Teil der Schweiz, das Tal von Urseren im heutigen Kanton Uri inbegriffen, dazu große Gebiete Süddeutschlands und Österreichs nach Sprache und Eigenart ein rätoromanisches Gepräge trugen.

Rhabanus Maurus, der große Gelehrte und berühmte Erzbischof von Mainz, ein Benediktiner, zu dessen Jurisdiktion auch die Gegenden an den Inn- und Rheinquellen gehörten, verordnete im Jahre 847 in einem historisch-denkwürdigen Dekret für Kirche und Schule den Unterricht der Bewohner dieser Täler in ihrer Muttersprache. Damit hat dieser Kirchenfürst Sprache und völkische Eigenart der Rätoromanen auf Jahrhunderte vor dem Untergang bewahrt. — Neben den in der Landessprache geschriebenen Regesten und Kapitularien besaß das Völkchen auch seine Legenden, Märchen, Sagen und Lieder. Das älteste poetische Erzeugnis ist anscheinend „La canzun de sontga Margriatha“, das Lied von der hl. Margareth, ein umfangreiches Schriftstück, das vielleicht noch einige heidnische Züge trägt, jedoch später im christlichen Sinne gedeutet wurde. Das Lied ist heute in Vergessenheit geraten; aber durch seine vielen und verhältnismäßig erstaunlich reichhaltigen Geisteserzeugnisse der Folgezeit hat das Rätoromanentum seine Feuerprobe bestanden: die Sprache und Eigenart dieses zähen kleinen Volkes wird wohl in absehbarer Zeit nicht untergehen, obschon landschaftlich die von ihm bewohnten Gegenden längst kein zusammenhängendes Ganzes mehr bilden, sondern durch deutsch oder italienisch sprechende Gebietsteile unterbrochen werden.

Einen zuverlässigen Führer und sehr wertvollen Wegweiser durch diese spätere rätoromanische Literatur, zumal die zeitgenössische, und zugleich durch das ganze eigenartige Geistesleben dieses Volkes hat uns im letzten Sommer der als Dichter und Pädagoge bekannte Benediktinerpater Maurus Carnot aus dem Stifte Disentis mit seinem Buche „Im Lande der Rätoromanen“ geschenkt, das wie kaum ein zweites geeignet sein dürfte, die Kenntnis der Denkweise und Geistesgaben seiner Landsleute auch weiteren Kreisen zu vermitteln¹.

¹ Im Lande der Rätoromanen. Sprachliches und Sachliches vom Graubündner Inn und Rhein. Hrsg. von der Lia Rumantscha. 8^o (326 S.) Polygraphischer Verlag (Zürich o. J.). Fr. 6.—

Über die ganz besondere Befähigung Carnots für diese Arbeit auf dem Gebiete der heimatlichen Literatur und Sprache braucht man nicht viele Worte zu verlieren. Es sei hier nur auf die ausführliche Studie verwiesen, die vor einigen Jahren in dieser Zeitschrift (Bd. 114, Heft 5, 1928) über den Dichter erschienen ist. Carnots Muttersprache ist deutsch. Im Unterengadin 1865 geboren, hat er sich noch im jugendlichen Alter das Rätoromanische, die Sprache seiner Vorfahren, nicht ohne Anstrengung zurückerobert. Als Zwanzigjähriger trat er ins Kloster Disentis ein und machte sich das surselvische Romontsch gründlich zu eigen. Damals sandte der junge Ordensmann dem greisen ladinischen Engadinerdichter Peider Lansel in glühender Verehrung ein romanisches Heimwehlied über die Berge, das mit den Versen schließt:

Ich zürne, daß aus meines Dorfs Gefild
Der alte Mutterlaut sich ließ verdrängen
— Ein Heimweh ist's, das kein Jahrhundert stillt.

Es muß indes bemerkt werden, daß Carnot im vorliegenden Buch seine Darstellung auf Sprache, Literatur und Eigenart der schweizerischen Rätoromanen beschränkt und die Stammesverwandten in Friaul und Südtirol nicht berücksichtigt. Die Verschiedenheit der zahlreichen Dialekte innerhalb des schweizerischen Rätoromanentums wird kaum nebenbei erwähnt. Jahreszahlen und sonstige biographische Aufschlüsse sind gleichfalls selten. Überhaupt setzt der kenntnisreiche Verfasser beim lieben Publikum wohl allzu viele Vorkenntnisse voraus. Aber es soll ja kein streng wissenschaftliches Werk sein, was er seinem großen Leserkreis schenkt, sondern eine Art „Wanderbuch“: dem Verfasser kam es darauf an, „das Kostbarste und Eigentümliche der Rätoromanen herauszusuchen und zur Darstellung zu bringen. Es ist innige Dankbarkeit, daß es ihm, ein halbes Jahrhundert in und mit dem romanischen Volke lebend, die verlorne Muttersprache sich wieder zurückzuerobern vergönnt war“.

Hemmend machte sich, wie aus Carnots Darstellung deutlich hervorgeht, der Mangel an völkischer Geschlossenheit auch in den Geisteserzeugnissen der durch hohe Berge getrennten Stammesgenossen geltend. Selbst damals, als die verschiedenen Talschaften Graubündens zu Truns unter dem sagenumwobenen Ahorn bei der St.-Anna-Kapelle sich im Jahre 1424 enger zusammenschlossen, vermochte dieses später so vielbesungene „bündnerische Rütli“ die Rätoromanen wohl politisch, aber nicht eigentlich kulturell zu einigen. Die unheilvolle Glaubensspaltung schuf etwas über ein Jahrhundert später vollends eine auf lange Zeit unüberbrückbare Kluft zwischen den Engadinern, die sich größtenteils der neuen Lehre anschlossen, und dem bündnerischen Oberland (Surselva), dessen Bewohner dem katholischen Glauben ihrer Väter unerschütterlich treu blieben. Die harten, erbitterten religiösen Kämpfe zwischen denen von der Predigt (de priedi) und jenen von der Messe (de messa), die gelegentlich selbst in blutigen Zusammenstößen ausgefochten wurden, fanden auch in der zeitgenössischen Literatur (rund 1200 Druckschriften von ausgesprochen polemischen Charakter) ihren zumeist unerfreulichen Nieder-

schlag; sie machten das romanische Schrifttum zwar äußerlich reichhaltiger, aber nicht durchweg auch innerlich reicher. Selbst die Muse des hochbegabten, schriftstellerisch ungemein fruchtbaren Engadiner Prädikanten Stiafen (Stefan) Gabriel verirrte sich nur zu häufig in das Sumpfland gehässiger persönlicher Beschimpfungen. Gabriels erfolgreichster Gegner, der Tumeschger katholische Priester Adam Nauli, gab ihm darauf in seiner 1618 zu Lyon erschienenen Schrift „Anatomia“ eine sachlich zutreffende, logisch überlegene, in der Form wohl allzu sarkastisch ausgefallene Antwort. — Das 17. Jahrhundert mit seinen vielen politischen Kämpfen und Wirren und das 18. mit seiner Aufklärung waren im ganzen ebenfalls keine segensvollen Perioden für die rätoromanische Sprache und Dichtkunst.

Allmählich aber kamen bessere Tage, zunächst für die „Musa ladina“, die in den beiden geistig bedeutenden Engadineren: dem Dichter und gewandten Publizisten Konradin de Flugi (1787—1874), dem Vater des Kurorts St. Moritz, und dem auch als Gelehrten bekannten Zaccaria Pallioppi (1820—1873) zugleich begabte und edle Vertreter fand. Beide traten in begeisterten Veröffentlichungen in Poesie und Prosa für das Rätoromanische (Ladinische) in die Schranken und ermahnten ihre Volksgenossen, das Erbe der Väter, zumal die „aus Rom stammende Sprache“, treu zu bewahren und zu pflegen. Ihren Fußstapfen folgte eine überraschend große Zahl ihrer engern Landsleute, darunter zwei begnadete Sänger: der ernste, gedankentiefe Gian Fadri Caderas und der von köstlichem Humor übersprudelnde „Viktor Scheffel“ der Romanen, Simon Caratsch.

Etwas später, aber dafür um so ungekünstelter und kräftiger, setzte die nationale literarische Bewegung in der Surselva ein. Es geschah dies unter der Anregung und Führung des stimmungsvollen Lyrikers und sprachgewaltigen Epikers Giachen Kaspar Muoth, des „Homers der Rätoromanen“, der sich eine solide akademische Bildung in München erworben hatte und die deutsche Sprache mit gleicher Gewandtheit wie die romanische meisterte, aber als Dichter sich fast ausschließlich seiner Muttersprache bediente. Ihn nannte Reto Bezzola — ein Engadiner, Verwandter des Mistrals Andrea Bezzola, des Verfassers des engadinischen Nationalliedes „Ma bella val, mi' Engiadina“ — den größten romanischen Dichter des 19. Jahrhunderts. Er fügte bei: „In Muoth schien das Bündner Oberland seine ganze ursprüngliche Kraft und Bodenständigkeit ausdrücken zu wollen, bevor die hereinflutenden Wellen des modernen Lebens auch die einsamsten Täler erreicht und ihrer Eigenart beraubt hätten.“

Die glühende Liebe zu Volk und Heimat führte eine stattliche Reihe der rätoromanischen Dichter und Schriftsteller zur Behandlung geschichtlicher und vaterländischer Stoffe. Gian Travers (geb. 1483) bekannt als Humanist und Staatsmann, der Begründer der ladinischen Schriftsprache, verfaßte das Erstlingsepos des Engadins. Er besingt in 800 gereimten Versen eine kriegerische Episode der heimatlichen Geschichte, den sog. Müsserkrieg, die später Carnot in seiner spannend geschriebenen Novelle „Bündnerblut“ in eigenartiger Weise neubearbeitete. Der erst kürzlich verstorbene Unterengadiner Florian Grand wählte für sein stürmisch be-

wegtes Schlachtlied „La guardia grischuna“ die berühmte Kalvenschlacht gegen Österreich im Jahre 1499 zum dichterischen Vorwurf:

Noch drückt der Schmerz,
Doch froh, mein Herz!
Denn bei dem ersten Sonnenbrand
Strahlt morgen frei das Bündnerland.

Ein anderer Unterengadiner, Kaspar Bardola, den seine dankbaren Mitbürger den Barden seiner engeren Heimat nennen, erinnert in seiner zartsinnigen Kleinmalerei und seiner rührenden Hingabe an alles, was mit der geliebten Heimat zusammenhängt, an Adalbert Stifter.

All diese Sänger und schöngeistigen Schriftsteller überragt indes der Oberländer Muoth mit seinen erschütternden Balladen „Das Strafgericht von Valendas“ und „Il Cumin d' Ursera“. Letztere Dichtung behandelt die geschichtlich denkwürdige Ursener Landsgemeinde vom Jahre 1425, die über das Schicksal des früher zum Kloster Disentis gehörenden Ursener Tals entscheiden sollte. — Das anerkannte Nationalepos der Rätoromanen, „Ils Rätoromans“, hat übrigens nicht Muoth, sondern ein anderer Oberländer, Flurin (Florian) Camathias, geschaffen, doch ist es wegen seines großen Umfangs nicht eigentlich volkstümlich geworden. Es schildert die friedliche Verschmelzung von Rätiern und Römern.

Den bestimmenden Einfluß der gebirgigen, Körper und Geist stählenden Natur des Landes auf Volkscharakter und literarische Erzeugnisse haben für das Rätoromanentum zwei gelehrte Landsleute überzeugend festgestellt: Dr. S. Brunies und Professor C. Pult. Der rätoromanische Dichter steht gewissermaßen in verwandtschaftlich traurem Verhältnis zur großen Wohltäterin Sonne, aber auch zur langen Winterzeit mit ihren Sorgen und frohen Festen; er schildert die urgewaltigen Naturerscheinungen: Gewitter, Lawinen, Schneegestöber und Gletscher, das Hirten- und Jägerleben, die muntere Arbeit der Spinnerinnen, die Flüsse und Bäche, die Wälder, Wiesen und Alpen, einzelne Bäume wie Ahorn, Alve und Tanne.

Die Oberländer sind, weil von der Fremdenindustrie weniger beeinflusst als ihre Landsleute „am andern Wasser“, noch ausgesprochenere Naturmenschen als die Engadiner. „Das Erntefest“ von Professor Placidus Conrad in Disentis, die wuchtigen Schilderungen gewaltiger Naturkatastrophen in Dichtungen von Flurin Camathias, die gedankentiefen poetischen Betrachtungen des noch jungen Sursilvaners Dr. Karl Fry beim Anblick des Toma-Sees (Quelle des Rheins), zeigen die innige Verbundenheit der Sänger mit der heimischen Landschaft. Selbst drei sursilvanische Landrichter, die in der politischen Geschichte des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts eine gewichtige Rolle spielten: Peter Anton de Latour, Anton Vieli und Theodor von Castelberg, haben das rätoromanische Schrifttum teils als gelehrte Historiker, teils als begabte Dichter durch wertvolle Geisteserzeugnisse bereichert, die zugleich ihre innige Liebe zu Volk und Heimat fast auf jeder Seite bekunden.

Der Charakter des Völkchens offenbart sich auch in den Spielen und Liedern der Jugend, die zum Teil in die vorchristliche und römische Zeit

zurückreichen, in den Faschings- und Passionsspielen (das berühmte Somvixer Passionsspiel wurde vor einem halben Jahrhundert von Dr. Decurtins wieder aufgefunden) und in den Rechtsdenkmälern: Öffentlichkeit und würdevolle Feierlichkeit der Rechtsprechung, unter freiem Himmel, im Angesichte der Sonne — episch breite Behandlung des Rechtsfalls, schärfste Strafen für Diebstahl und Verrat.

Eine verhältnismäßig bescheidene Rolle spielt das weibliche Geschlecht in der rätoromanischen Literaturgeschichte. Clementina Gilly (Pseudonym Clio), die zartsinnige lyrische Sängerin wird von Gian Bundi als die einzige namhafte Engadiner Dichterin bezeichnet, und die Sursilvanerin Ludovica Lumbris steht mit ihren formschönen, ergreifenden Versen („Miu cor — mia patria“ u. a.) auch im Oberland ziemlich vereinzelt da. Anna Theobald, gleichfalls Sursilvanerin, Reichsdeutsche von Abstammung, eine weltgewandte, gebildete Frau, hat sich namentlich durch gute Übertragungen romanischer Geisteserzeugnisse ins Deutsche verdient gemacht. — Andererseits haben manche rätoromanischen Schriftsteller und Dichter durch tüchtige Übersetzungen aus fremden Sprachen (Deutsch, Italienisch, Französisch) Hervorragendes geleistet, u. a. Alfons und Alois Tuor, Carnot und die beiden Tell-Übersetzer Antoni Bühler (ins Oberländische) und P. Lorenz Justinian Lombardin (ins Münstertalerische).

Von deutschsprachigen Dichtern, die für ihre Geisteserzeugnisse Stoffe aus der Geschichte und dem Volksleben der Rätoromanen wählten, haben besonders Konrad Ferdinand Meyer und Jakob Christoph Heer großes Aufsehen erregt und Anklang in weiten Kreisen gefunden. Ersterer durch seine geschichtlich stark verzeichnete Erzählung „Jürg Jenatsch“, letzterer durch die beiden Engadiner Romane „An heiligen Wassern“ und „Der König der Bernina“. In seinem „Jörg Jenatsch“ hat Carnot eine schöngeistige Korrektur zu Meyers Darstellung geschrieben, die vielleicht in der möglichst milden Beurteilung dieses unausgeglichene, gewalttätigen und selbstsüchtigen Kraftmenschen des Guten zuviel tut.

Als vorzüglicher Übersetzer, aber noch weit mehr als schaffender rätoromanischer Dichter ist der schon erwähnte, von der schweizerischen Schillerstiftung ausgezeichnete Priestersänger Camathias nochmal zu nennen, der in seinen drei großen Epen „Die Rätoromanen“, „Die Blume von Remüs“ und „Geschichten von Jörgenberg“ das rätoromanische Volk nach dem Zeugnis Carnots in all seinen Strebungen, Wünschen, Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen mit unvergleichlicher Wirklichkeitstreue schildert, wobei er namentlich den tiefreligiösen Grundzug im Charakterbild seiner Landsleute, zumal der Oberländer, wirksam hervorhebt. — Auf die außerordentliche Bedeutung, die dem religiösen Moment im rätoromanischen Schrifttum zukommt, kann hier nicht mehr näher eingegangen werden, es mag der Hinweis genügen, daß bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Erzeugnisse der Profanliteratur nur in verschwindend geringfügiger Anzahl vorhanden waren.

Dieser flüchtige Rundgang durch „die vierte Schweiz“ soll nicht beendet werden, ohne eines Mannes zu gedenken, der nach menschlichem Ermessen viel zu früh ins Grab sank, da er doch wie kaum ein zweiter berufen zu

sein schien, das rätoromanische Schrifttum mit den erlesensten Geisteserzeugnissen zu bereichern. Er heißt Gian Antoni Huonder, der 1825 geborene, im Alter von 42 Jahren gestorbene Verfasser des surselvischen Nationalliedes „La Ligia Grischa“, das Carnot im Anhang seines inhaltreichen Buches im Originaltext und in deutscher, französischer und italienischer Übertragung bringt. Huonder hat u. a. auch in einem bodenständigen, kernhaften Gedicht dem oberländischen Bauer ein bleibendes literarisches Denkmal gesetzt; es gipfelt in den Versen, die manch einen unserer heutigen Leser zunächst etwas befremden mögen, die aber in Wirklichkeit nichts anderes sind und sein wollen als die kraftvolle Äußerung eines freiheitsliebenden, seelisch ungebrochenen — wenn man so will — blut- und rassestolzen Bauers:

Termetta giu da mia val
 Schi schuber e serein,
 Sco liber — buca sco vasal
 A vus giudo il Rein.

Ich sende euch aus meinem Tal
 Im makellosen, hellen Schein,
 Noch unentehrt vom Sklavenmal
 Den Rhein, den freigebornen Rhein.

Die Sternkunde der Germanen

Von D. Wattenberg

Die bedeutende Rolle, welche die Astronomie in der Geschichte aller Völker von alters her gespielt hat, verleiht auch der Frage eine innere Berechtigung, welchen Platz die Sternkunde bei den Germanen eingenommen hat. Das Für und Wider dieser Erörterungen, die in den letzten Jahren sowohl Prähistoriker als auch Astronomen beschäftigt haben, prägt sich in erster Linie in dem Suchen nach Mitteln und Stätten aus, die einem Sternendienst gewidmet gewesen sein könnten. Diese Folgerung kann aber nicht alle aufgeworfenen Probleme erhellen. Wer als Astronom in diese Auseinandersetzung einzugreifen hat, muß zunächst einmal prüfen, aus welchem Grunde denn überhaupt für ein Volk die Verfolgung astronomischer Vorgänge notwendig war. Der modern denkende Sternforscher ist zu leicht geneigt, von seinem heutigen Standpunkt aus in das Dunkel der Vorzeit einzudringen. Dabei vergißt er aber leicht, daß die Astronomie gegenwärtig fast ausschließlich eine Erkenntniswissenschaft geworden ist, während der Beschäftigung der alten Völker mit den Dingen des Himmels eine ganz andere Voraussetzung zu Grunde lag. Die ewige Harmonie des Spiels auf der Sternenbühne bot ihnen Gelegenheit, alles irdische Geschehen und jede Kulthandlung in einen zeitlichen Rahmen zu spannen, d. h. einen Kalender zu schaffen.

Halten wir uns ferner vor Augen, daß die Germanen dem Animismus und den anthropomorphischen Gottheiten eine weitgehende Pflege und Vereh-